



CHORPRAXIS

Wer klingen will, muss hören

Guter Chorklang beginnt in den Ohren der Sänger:
Gedanken zum chorischen Hören

„Das Singen entfaltet sich in dem Maße, wie es aus dem Lauschen, dem achtsamen Hören erwächst. Singend können wir uns darin verfeinern, unsere Mitmenschen und unsere Mitwelt zu erhören.“*

Hallo! Heute schon gehört? Tatsächlich hingehört? Sie meinen, es hat Ihnen heute sogar schon jemand zugehört? Sind Sie sich da ganz sicher?

Wir merken, schon im Alltag ist es mit dem Hören nicht so einfach und nicht so ganz präzise zu fassen und zu beschreiben. Um wie viel schwieriger wird es dann beim Hören von Musik? Mehrere Stimmen singen und spielen miteinander, gleichzeitig, in der Polyphonie sogar durcheinander, oft in fremder Sprache. Ich höre Musik, verstehe mitunter eigentlich nichts, und dennoch erlebe ich Musik.

An dieser Stelle könnten wir jetzt weitermachen mit tiefgründigen, musikphilosophischen Gedanken nach Sinn und Aufgabe der Musik auf dieser Welt, aber das soll nicht Sinn und Zweck dieses

kleinen Artikels sein. Das Motto der folgenden Zeilen ist ganz einfach: Aus der Praxis für die Praxis – Gedanken von Dirigent zu Dirigent.

Beim gemeinschaftlichen Musizieren kommt viel zusammen: sich selbst hören, die anderen hören, dann wieder alles im Zusammenklang. Ganz wie im richtigen Leben: Ich bringe mich in den Zusammenklang mit meinem Gegenüber, meinen Mitmenschen, und es entsteht ein Widerhall. Wir suchen die Harmonie. Dass das nicht immer ganz so einfach ist und nicht immer gelingt, kennen wir nur zu gut. Beim gemeinschaftlichen Musizieren muss es aber gelingen!

**Unerhört!
Unser Chor klingt nicht!**

Na so was, das ist ja richtig un-gehörig! Ein Chor, ein Musikinstrument, das nicht klingt? Das kann nicht sein! Unmöglich! Jeder Chorsänger gibt sein Bestes, hören tut schließlich jeder – anders als die Augen kann ich meine Ohren nicht so einfach verschließen –, und trotzdem klingt

der Chor nicht. Vielleicht sind Ihre Sänger nicht ganz Ohr? Wir bemerken, offenbar gibt es feine Unterschiede und Schattierungen in der Begrifflichkeit von Hören, Hinhören bis zu einem lauschenden Horchen. Gutes Hinhören erfordert Konzentration und eine gewisse Hingabe. Meine Kinder erzählen mir von den Erlebnissen in der Schule. Ich höre zu und kann nicht gleichzeitig Zeitung lesen und Radio hören. Ich kann nicht in die Chorprobe oder in den Konzertauftritt stürmen und los geht's. Vor dem Musikhören muss ich die Ruhe und Stille hören, mich gewissermaßen einstimmen und einschwingen.

„Singen als ein Klingen aus der Stille, aus der Fülle der bewussten Innerlichkeiten, ist ein lauschendes, den anderen hörendes Singen.“*

Das Hören beginnt im Schweigen. Die Ruhe hören. Zu Anfang der Probe eine Atmosphäre der Stille und der Konzentration schaffen, dass der Zauber entstehen kann. Kein Wort mehr. Pantomimisch vor-

machen – nachmachen. Mein Körper: Bewegungen Kopf, Schultern, Bauch, Hüfte, Beine. Mein Atem: den Atem bewusst erleben und fühlen, die Augen schließen, ganz entspannt, fast wie in Trance. Aus dem Atem entsteht ein langer Ton. Ein ganz innerer, natürlicher Ton, ein Summton irgendwo um b und c'. Nur dieses eine lange Klingen auf „Om“ auf einen Atemzug, immer länger und länger, immer ruhiger und ruhiger. Ganz einfach fließen und klingen lassen aus dem Bauch heraus. Seine Mitte finden, sich „zentrieren“, sagt der Yogalehrer. Der Klang entsteht im Bauch und wandert von dort durch den Körper. In sich fühlen, in sich hören. Das braucht seine Zeit, braucht Ruhe und Raum, und jede Woche, jede Probe, mitunter auch während einer anstrengenden Probe immer wieder von neuem. Meine Stimme bin ich, meine Stimme ist mein Körper. So, wie ich mich fühle, so klingt es in mir. Meine Stimme ge-„hört“ mir. Das Ohr gilt seit alters her als Tor zur Seele. Im hebräischen „nefesch“ sind Seele und Atem in einem gemeinsamen Wort vereint. Der

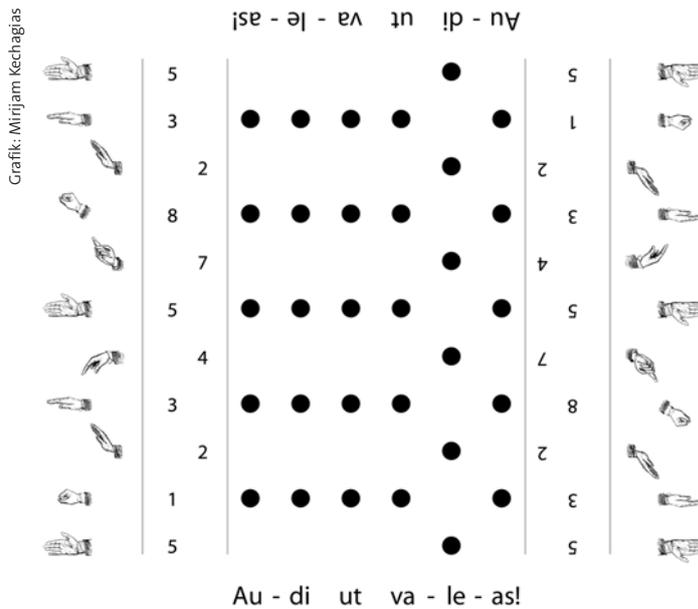
* Yehudi Menuhin, in: „Zur Bedeutung des Singens“, 1999

Volksmund sagt „Meine Stimme ist der Spiegel der Seele“.

Wir sind ganz Ohr!

Chorisch hören heißt aufeinander hören. Wie klingt mein Ton zusammen mit den anderen, zunächst einstimmig, dann im mehrstimmigen Zusammenklang? Das will in Ruhe und aus der Stille heraus ganz langsam gehört und erhört und – wie alles im Leben – geübt sein. Finden sich die vielen Einzelstimmen wirklich zu einem Ton? Ein absolut reiner Ton, keine Schwebung mehr. Auch beim Nachatmen und Tonneuansatz: immer wieder sich sauber und gefühlvoll einfädeln und anpassen. Die Schwebung hören. Das kann jeder nach einer gewissen Zeit der Übung. Sie meinen, das geht nicht in einer großen Gruppe von 30, 40, 50 oder mehr SängerInnen? Dann lassen Sie sich überraschen! Zu dem geschlossenen, ganz in mir drin klingenden „Om“ können sich auch die Formanten der Obertöne gesellen: vom ng zum o, o, a oder vom ng zum ü, i und zurück in ständig fließendem Wechsel.

Nach einigen Wochen oder Monaten der einstimmigen Tonübung wächst aus dem einen Ton langsam die Mehrstimmigkeit. Ganz langsam von Woche zu Woche, erst die Oktave, dann die Quinte, dann die Terz. Am besten alles ohne Worte und Anweisung nach den Handzeichen der Solmisation do, mi, sol, do. Die Männerstimmen ein do, die Frauen die Oktave dazu oder umgekehrt, der Tenor die Quinte, der Alt die Terz, später vertauscht, oder nach langer Übung alles durcheinander, jeder mit seinem ganz persönlichen Lieblingston. Aus dem Summen wird im Laufe der Zeit mit zunehmender Sicherheit ein U, ein O, ein A; der Mund öffnet sich. Oder, wie eine Klangpyramide ausgehend von der Quinte mit u über das o mit einem großen Crescendo in den gro-



ßen vierstimmigen Akkordklang auf a. Förmlich im mehrstimmigen Klang baden, und es wird immer mehr und mehr, der Chorklang wächst von Woche zu Woche. Ganz im Ton sein, die InTONation stimmt. Zu den vier Grundtönen können später la, re, fa, si kommen.

Eine gute Übung ist auch, einen altbekannten Kanon zu singen (z.B. Bruder Jakob), ohne Text, nur auf eine Silbe, extrem langsam, dabei Zeit lassen für jeden einzelnen Ton zum mehrstimmigen Hören. Vielleicht erst nur die Frauenstimmen im Kanon, die Männer mit einem Orgelpunkt dazu, dann umgekehrt oder ganz anders – Fantasie und Improvisation sind gefragt.

Vom Klangraum zum Klangkörper oder: Wer nicht hören will, kann fühlen

Vom Ich zum Du zum Wir – das ist das Wunderbare beim gemeinsamen Musizieren. Ich bringe mich ein mit meiner Stimme, meinem ganz persönlichen Instrument, höre die anderen, und ein gemeinsamer und einzigartiger Klangkörper entsteht. Voraussetzung insbesondere beim Chor ist zur guten Atmosphäre eine gute Klangraum-Aufstellung. In der Probe ganz anders als im

Konzert. Man sieht sich, man kann sich gegenseitig fühlen und anfassen, variabel, nicht jede Probe gleich: im Kreis (bei großen Gruppen innerer und äußerer Kreis), Frauen und Männergruppe gegenüber, durcheinander im Raum verteilt, umhergehen, sich bewegen und sich begegnen, den anderen fühlen, berühren und zuhören, immer wieder ein wenig anders und neu. Aus kleinen Bewegungen werden gemeinsame Tanzschritte, eine Kreistanzbewegung, rhythmisches Klatschen und Schnippen, ein Urschrei auf a, das befreit, löst Hemmungen und verbindet. Oder wieder ganz anders im Kreis mit dem Rücken zueinander. Nur noch hinzuhören und fühlen.

Habe ich als Chorleiter und Dirigent erstmal den Kniff und den Zugang zu den Menschen, und damit auch zu den Stimmen gefunden, reichen

Das Diagramm zeigt ein kleines „Tonstück“ aus Harmonieklingen auf die Silben der Zeile „Audi ut valeas – Höre dich gesund“, bei denen es um das Hören der Tonreinheit und der Intervalle geht. Die Punkte stellen eine Partitur zu fünf Stimmen dar, die sich je dreifach teilen können. Das Tonstück kann auch auf den Kopf gedreht gesungen werden. Empfohlen wird, das Stück aus der Zweistimmigkeit über die Terz, die Quinte oder die Oktave aufzubauen und ganz langsam über mehrere Wochen hinweg eine Stimme nach der anderen hinzuzunehmen.

ganz wenige, gewissermaßen meine ganz chorpersönlichen Übungen. Was ich gehört habe, gehört mir. Der Chorklang und die Intonation sind im Gedächtnis abgespeichert und sind sofort wieder da, auch nach einer langen Ferienpause.

Der Grundsatz lautet: Weniger ist mehr, und: a cappella geht's schneller! Ein fremder Klangpartner wie das Klavier würde nur stören. Aus dem aufmerksamen Aufeinander-Hören wächst im Laufe der Zeit nach und nach die Chorimprovisation, und der Fantasie und der Kreativität sind keine Grenzen mehr gesetzt.

Musikmachen und Musikhören ist etwas Wunderbares. Genießen Sie das! Jede Probe ist ein besonderer und einzigartiger Moment. Musik ist Medizin und Therapie. In diesem Sinne: Audi ut valeas! – Höre Dich gesund!

Michael Grüber



Michael Grüber wurde 1955 in Koblenz am Rhein geboren. Der studierte Kirchenmusiker und Kulturmanager ist freiberuflich als Chorleiter, Organist und im Kulturmanagement tätig.